

Hans-Jürgen Perrey

© www.perrey.info

Joachim Heinrich Campe

**Des Herausgebers kleine Reise von Trittow nach Wismar
und von da nach Schwerin,
in Briefen an seine Kinder.**

Erster Brief.

Mölln den 20sten Jun. 1785.

Mein lieber Ferdinand,

Es sind nur erst fünf Stunden verflossen, seitdem ich dich verließ; und kaum habe ich mich hier ein wenig umgesehn: so setze ich mich schon hin, um dir zu schreiben. Nicht wahr, das beweist doch wol, daß ich auch abwesend viel an dich denken und mich gern mit dir unterhalten müsse?

Doch daran hast du ja wol nie gezweifelt. Ich schreibe dir also auch nicht deswegen, um dir dieses erst zu beweisen; sondern ich schreibe, weil ich – ein Bedürfniß dir zu schreiben fühle. Es ist mir, wie du weißt, zur andern Natur geworden, meinen lieben Kindern jede meiner Ideen oder Bemerkungen mitzutheilen, von der es mir wahrscheinlich ist, daß sie euch Nutzen oder Vergnügen gewähren könne. Diesen Drang zur Mittheilung fühle ich jetzt, da ich abwesend von euch bin, um so viel stärker, weil ich ihn durch mündliche Unterhaltung nicht befriedigen kann. Ich habe mir daher vorgenommen, schriftlich mit euch zu reden, so oft Zeit und Umstände es erlauben wollen. Ob ihr aber meine Briefe eher empfangen werdet, als ihr, will's Gott! mich selber wieder haben sollt; daran zweifle ich. Ich glaube nemlich nicht, daß ich jedesmahl Zeit genug finden werde, einem jeden von euch insbesondere zu schreiben. Nun würde ich aber, wenn die Briefe einzeln fortgeschickt werden sollten, verlegen seyn und nicht wissen, wem ich zuerst und wem ich zuletzt schreiben sollte. Ich vermuthete daher, daß keiner von euch eher einen Brief von mir zu Gesicht bekommen wird, bis die andern gleichfalls einen erhalten werden.

Und womit werde ich euch denn nun in diesen meinen Briefen zu unterhalten suchen? Mit dem, was ich an jedem Orte sehen, hören und bemerken werde, insofern es mir scheinen wird, daß eine Beschreibung davon euch Vergnügen oder Nutzen gewähren könne. Ich muß dir aber wol erst sagen, auf was für Dinge ich, wenn ich reise, meine Aufmerksamkeit vornemlich zu richten pflege.

Es war eine Zeit, da ich, so oft ich an einen fremden Ort kam, kein dringenderes Geschäft hatte, als mich zuvörderst zu erkundigen, ob an diesem Orte etwa ein Schloß, eine Bibliothek, eine Bildergalerie, eine Sammlung von alten oder neuen Kunstwerken u.s.w. zu sehen wäre, und dann stehendes Fußes hinzugehn, um diese Merkwürdigkeiten – etwa mit Kenneraugen zu beobachten? Zu studiren? O nein! – in Augenschein zu nehmen, lediglich um nachher sagen zu können: *das hab ich*

auch gesehn! Nachdem ich nun schon an manchem Orte von Raritäten dieser Art eine beträchtliche Menge angegafft hatte, da fiel mir eines guten Tages die Frage schwer aufs Herz: was für Nutzen hast du denn nun wol davon gehabt? Bist du etwa klüger, verständiger, weiser und besser dadurch geworden? Hast du irgend etwas daraus gelernt, was dazu dienen könnte, deine oder anderer Menschen Glückseligkeit zu befördern? Oder bist du dadurch reicher an Menschenkenntniß geworden, und weißt du nun etwa besser, als vorher, was du von deinen Nebenmenschen zu erwarten hast, und wie du mit ihnen umgehen muß, um, so viel möglich, in Friede und Freundschaft mit ihnen zu leben? – Da stand ich nun, wie Butter an der Sonne, und konnte mir auf diese Fragen auch nicht ein Wörtchen antworten.

Hm! dachte ich da, bist du nicht ein rechter Thor gewesen, Zeit und Geld zu verschwenden, um Dinge kennen zu lernen, deren Kenntniß niemand von dir fordert, weil du weder ein Baumeister, noch ein Gelehrter von Profession, noch ein Künstler bist, und die, wenn du sie auch alle an den Fingern herzuzählen wüßtest, dich doch nicht um ein Haarbreit geschickter in deinen Berufsgeschäften und nicht um ein Haarbreit weiser und glücklicher machen könnten? Also künftig weg damit! Von nun an will ich meine Augen und meine Aufmerksamkeit nur auf dasjenige richten, wovon ich für mich oder meine Nebenmenschen in demjenigen Stande, worin mich Gott gesetzt hat, irgend einen Nutzen vor mir sehe. Das Leben ist so kurz! und der Dinge, welche jeder in seinem Fache wissen muß, sind so viel! Warum sollte ich meine Zeit damit verderben, in Fächer, welche nicht die meinigen sind, hinüber zu schweifen, und mir Kenntnisse einzusammeln, von denen ich keinen andern Gebrauch zu machen wüßte, als etwa den, in Gesellschaft von Schwätzern oder Geschwätzliebhabern davon zu schwatzen und mir thörigter Weise das Ansehn eines Allwissers zu geben?

Von Stund an nahm ich mir vor, es künftig auf meinen Reisen eben so zu halten, als ich es, wie du weißt, zu Hause zu halten pflege, d.i. mich nur um das zu bekümmern, was zu meinem Berufe gehört. Mein Beruf aber ist, mein eigenes und anderer Menschen Thun und Lassen nebst den Folgen desselben zu beobachten, und dann nachzudenken, wie wir es anzufangen haben, um immer besser zu handeln und immer glücklicher zu werden. Zu meinem Nebenberufe in Erholungsstunden habe ich, wie du weißt, seit einigen Jahren die Landwirthschaft gemacht. Und nun kannst du ohngefähr errathen, auf was für Dinge ich auf dieser meiner kleinen Reise vornemlich achten werde. Kommt mir nun dabei etwas vor, wovon ich glauben darf, daß es auch dir und andern jungen Leuten zu hören angenehm oder nützlich sey: so werde ich es zum Inhalte meiner Briefe machen.

Wir sind von *Trittow* bis hier erst zwei Meilen [ca. 15 km] gefahren; und schon sind wir in dieser kleinen Strecke durch viererlei Länder gekommen. Sobald man nemlich auf diesem Wege *Holstein* verlassen hat, welches, wie du weißt, sehr bald geschieht, weil die *Bill*, die unsern Hof und Garten umfließt, die Grenze macht: so betritt man *Sachsen-Lauenburgischen* [Sachsen im Sinne von Niedersachsen] Grund und Boden, und dieser wechselt hie und da mit Dorfschaften ab, welche theils der Stadt *Lübeck*, theils dem unter *Strelitzischer* Landeshoheit stehenden Dohme in *Ratzeburg* gehören.

Das erste, welches mir bald nach unserer Abreise von euch zum Nachdenken Anlaß gab, war ein Storchnest, welches von den langbeinigten Erbauern desselben zu *Möllenrade*, dem ersten lauenburgischen Dorfe, auf die Spitze eines mit Stroh gedeckten Hauses mit architectischer Kühnheit hingestellt war. Einer der Alten stand auf dem Rande desselben, und schien seine Freude an den heranwachsenden Jungen zu haben, deren einige schon die Köpfe hervorstreckten. Diese durchaus unschädlichen Thiere vertrauen sich und ihre Brut den Wohnungen der Menschen mit einer Zuversicht an, daß man glauben sollte, sie hätten Begriffe von den Rechten der Gastfreundschaft, und wüßten, daß sie durch diese gegen jede Beleidigung gesichert würden. Aber leider, ist es nicht die Billigkeit, sondern der Aberglaube der Landleute, welcher sie so sicher stellt. Diese glauben nemlich steif und fest, daß ihr Haus in Feuer aufgehn würde, sobald man den darauf wohnenden Storch durch irgend eine Beleidigung nöthigte, seine Wohnung anderwärts aufzuschlagen. Ein ähnlicher Aberglaube macht, daß auch die Schwalbe ihr Nest mit gleicher Sicherheit an und in die Hütten dieser Leute kühnlich kleben darf. Ein Schwalbennest, sagen sie, bringt Segen in das Haus.

Mit dem Ursprunge dieses abergläubischen Vorurtheils scheint es mir so zugegangen zu seyn. Ein verständiger Mann von milder Denkungsart wollte seinen rohen, zur Grausamkeit gegen unschädliche

Thiere aufgelegten Mitmenschen Schonung und Duldsamkeit gegen dieselben einflößen. Mit Vernunftgründen, dachte er, würde er wenig bei ihnen ausrichten, weil sie diese zu fassen noch nicht fähig wären. Er erlaubte sich daher einen gutgemeinten Betrug, und machte ihnen weiß, daß die Schwalbe Segen, der Storch Sicherheit vor Feuersbrünsten mit sich führe. Und nun konnten Storch und Schwalbe gemächlich ihre Nester bauen und sicher seyn, daß keiner ihnen etwas zu leide thun würde.

Und was dünkt dir nun, mein junger Freund, war es recht gethan von dem Manne, daß er aus gutgemeinter Absicht seine einfältigen Nebenmenschen täuschte, ihnen einen an sich unschädlichen Aberglauben einflößte, um sie dadurch schonend gegen solche Thiere zu machen, welche nicht nur ganz und gar keinen Schaden thun, sondern vielmehr unsere Wohlthäter sind, indem sie uns von beschwerlichem und schädlichem Ungeziefer befreien? Denke doch ein wenig nach, ob du vielleicht einen Grund zu ersinnen vermagst, warum ein solches Verfahren entweder getadelt oder gebilliget zu werden verdient? Dann überlege ferner: was nun wol jetzt unsere Pflicht erfordere in Ansehung solcher abergläubischen Vorurtheile, welche an sich selbst nicht schädlich, sondern vielmehr nützlich sind, und wovon wir unsere unwissenden Nebenmenschen ohne unser Zuthun nun einmahl eingenommen sehen? »Ob es recht und weise gehandelt sey, sie dabei zu lassen, oder ob wir vielmehr eilen müssen, ihnen die Augen zu eröffnen und sie den Ungrund solcher Fratzen einsehen zu lehren?« Was mein eigenes Urtheil darüber betrifft, so wirst du dasselbe unten^{*)} in einer Note finden. Ich wünsche aber, daß du diese Note nicht eher lesen mögest, bis du für dich selbst entschieden haben wirst, was dir in dieser Sache Recht oder Unrecht scheint.

Sobald man auf diesem Wege nach *Mölln* über die Holsteinische Grenze hinaus ist, verändert sich der Boden. Der Trittauische Sand und Mohrgrund verwandelt sich in Lehm oder *Kleierde* mit etwas Sand vermischt. Aus einer solchen Vermischung entsteht der sogenannte *Mittelboden*, der weder zu leicht, noch zu steif, und im Durchschnitt, ein Jahr ins andere gerechnet, vielleicht unter allen der ergiebigste ist. Denn ohngeachtet der sogenannte *strenge Boden*, der aus unvermischem Klei oder Lehm besteht, in einzelnen Jahren bei weitem mehr als jener trägt: so hat er doch das Nachtheilige, daß er unsicher ist, ich will sagen, daß man nicht Jahr ein Jahr aus auf gleich ergiebige Erndten rechnen kann, weil

*) Ich für mein Theil glaube, man müsse niemahls täuschen, sondern immer bei der Wahrheit bleiben, auch wenn es zuweilen scheinen sollte, daß ein abergläubischer Irrthum dem Getäuschten heilsamer, als die reine Wahrheit, seyn werde. Denn wenn dies auch zuweilen wirklich der Fall wäre: so hat doch jede, auch noch so unschuldige abergläubische Meinung allemahl zuverlässig die schädliche Folge, daß sie denjenigen, dem sie eingeflößt wird, geneigt macht, jeden andern, auch den ungereimtesten und verderblichsten Aberglauben gleichfalls willig anzunehmen. Wer erst einmahl sich hat überreden lassen, daß die Schwalbe Segen ins Haus bringe, und daß ein Storchnest auf dem Dache vor Feuer schütze, der wird auch nicht viel Umstände machen, zu glauben, daß es Gespenster und Hexen gebe, daß man durch allerlei Alfanz verborgene Schätze finden, Krankheiten curiren und hundert andere Wunderdinge verrichten könne; und dann gute Nacht, gesunde Vernunft und vernünftiges Betragen; gute Nacht, redlicher Fleiß und kluge Anwendung zweckmäßiger Mittel zu unserm Wohlergehn!

Was die zweite Frage betrifft, so ist meine Meinung darüber diese: ehe man abergläubischen Leuten diejenigen Vorurtheile nimmt, wodurch sie sich bewogen finden, etwas Böses zu unterlassen und etwas Gutes zu thun, suche man erst ihren Verstand aufzuklären, damit sie fähig werden, das Gute aus bessern Gründen zu thun. Bis dahin bestärke man sie zwar nicht in ihrem Irrthum, aber man hüte sich auch, ihnen denselben schon jetzt zu nehmen. Denn gesetzt, ich hätte einen unwissenden Landmann noch nicht aus bessern Gründen überzeugt, daß man so viel möglich, auch gegen die Thiere mitleidig und schonend seyn müsse, und ich finge damit an, seinen Glauben an das Glück, welches die Schwalben bringen, lächerlich zu machen: was würde die Folge davon seyn? Er würde entweder mich für einen leichtsinnigen und bösen Spötter halten, oder, wenn es mir gelungen wäre, ihm seinen Irrthum zu nehmen, so würde er von Stund an den armen Schwalben unter seinem Dache den Krieg ankündigen, und die Gegend würde einige Fliegen- und Mückenfänger weniger haben.

seine jedesmalige Fruchtbarkeit mehr, als die des Mittelbodens, von der Witterung abhängt. Fällt einmahl ein sehr nasses Jahr ein: so laufen die Früchte Gefahr, ersäuft zu werden, weil der steife Lehmgrund den Regen nicht so geschwind, als ein lockeres Erdreich, einzusaugen vermag. Tritt aber, besonders in der Zeit, da der Acker bearbeitet und bestellt werden muß, eine etwas ausserordentliche Dürre, nach vorhergegangener Regenzeit ein; so ist ein solcher Lehmboden schwer zu bearbeiten. Er kann nicht hinlänglich zermalmt und locker gemacht werden, welches doch, wenn der eingestreute Samen Wurzel fassen soll, durchaus erfordert wird. Es ist also, wie es scheint, auch hier, wie überall, die goldene Mittelstraße diejenige, welche am leichtesten und sichersten zum Zweck führt.

Ich weiß, mein lieber *Ferdinand*, daß du ökonomische Bemerkungen dieser Art, die ein anderer vielleicht trocken und langweilig finden dürfte, nicht ungern liesest: weil du mit mir überzeugt bist, daß es für jeden Menschen nützlich sey, sich von landwirthschaftlichen Dingen wenigstens *einige* Kenntniß zu erwerben. Ich werde daher fortfahren, solche Anmerkungen von Zeit zu Zeit einzuweben, die du, wenn du den Inhalt meiner Briefe etwa solchen jungen Leuten mittheilen solltest, deren verwöhnter Geschmack sich nur nach abentheuerlichen Geschichten oder nach empfindsamen Histörchen sehnt, schon zu überschlagen wissen wirst.

Du kennst den Rest der ehemaligen herrlichen Waldung, durch welche der Weg von *Trittow* nach Mölln führt, und welche ein Anhang des berühmten *Sachsenwaldes* ist, der vormahls einen so weiten Umfang hatte, jetzt aber, wie die meisten Waldungen Deutschlands, in so enge Grenzen zusammengeschrumpft ist! Auch in demjenigen Striche, durch welchen ich kam, hat man in den letzten zehn Jahren, so wol auf Holsteinischer als auf Lauenburgischer Seite unbarmherzig aufgeräumt; doch muß ich, so weit bis jetzt meine Beobachtungen reichen, deinen Landesleuten, den Lauenburgern, das Zeugniß geben, daß sie viel sorgfältiger, als unsere jetzigen Mitbürger, die Holsteiner, darauf bedacht gewesen sind, an die Stelle der gefälltten Waldungen hie und da wieder neue anzulegen.

Ich weiß es wol, daß überflüssige Wälder einem Lande in mehr, als einer Betrachtung, nachtheilig sind, und daß Deutschland z.E. sein jetziges milderes und gesunderes Clima der Aufräumung seiner ungeheuern Holzungen verdankt, womit es ehemahls ganz bedeckt war. Ich will auch gern glauben, daß ein guter Waldboden, wenn er zu Acker gemacht wird, viel mehr eintrage, als vorher, da er hundert und mehr Jahre brauchte, um nutzbares Holz zu liefern. Aber da ein gut eingerichteter Staat im Großen, wie eine wohlgeordnete Landwirthschaft im Kleinen, bei der Cultur des Landes auf *alle* seine Bedürfnisse Rücksicht nehmen, und also nicht blos auf den grössern oder geringern Werth der Producte, sondern auch auf die grössere oder geringere Entbehrlichkeit derselben sehen muß: so scheint es mir, wie vielen andern, ein großer Fehler unserer Zeit zu seyn, daß man mit den Holzungen nicht wirthschaftlich genug umgegangen ist, nicht frühzeitig genug darauf gedacht hat, neue Holzaufschläge für die Nachkommenschaft in hinreichender Vielheit anzulegen.

Unser *Holstein* war ehemahls so reich an Holz und Steinen, daß es, wie man sagt, seinen Nahmen davon erhielt. Wie es in Ansehung des erstern jetzt bestellt ist, wissen wir. Der allgemeine Holzangel wird mit jedem Jahre drückender. Noch vor drei Jahren galt der Faden Büchenholz zu *Trittow* sechs Mark, in *Hamburg* zehn: jetzt ist am ersteren Orte kaum noch für zehn, am letzteren für achtzehn Mark der Faden^{*)} zu haben, und es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Preise mit jedem Jahre höher steigen werden. Was hilft es nun dem Bauer, ein paar Aecker mehr, als vormahls, zu haben, die er etwa zu zehn Thaler jährlich nützen mag, wenn er für benöthigtes Brenn- und Nutzholz jetzt jährlich zwanzig bis dreissig Thaler mehr ausgeben muß, als sonst? Ist er durch die Vermehrung seiner Ländereien wohlhabender geworden? Man rechne. – Aber die Regierung, sagt man, hat dabei gewonnen! Wirklich? Also kann die Regierung gewinnen, indem der Unterthan verliert? Laß dir das nicht weiß machen, mein Sohn! der Reichthum, die Macht und das Glück des Regenten sind von dem Wohl der Unterthanen unzertrennlich; und es wäre eine misverstandene Regierungskunst, die es darauf anlegen wollte, die Beutel der Unterthanen auszuleeren, um des Fürsten Schatzkammer anzufüllen. –

*) Der Faden Holz ist hier ein Haufe, der sieben Fuß lang, sieben hoch und zwei Fuß dick ist.

Aber siehe, wie man sich verlaufen kann! Ich wollte dir einige Bemerkungen aus meinem kleinen Reisejournal mittheilen; und hätte beinahe angefangen, dir von Politik und Staatswirthschaft vorzureden. Laß uns geschwind wieder einlenken!

Die Bestimmung, seinem Vaterlande als Forstmann zu dienen, ist in unsern Zeiten ein Fach, worin man sich des allgemein Ueberhand nehmenden Holz mangels wegen um die Menschheit sehr verdient machen kann, wenn man nemlich dafür Sorge trägt, das in holzleeren Gegenden neue Waldungen zugezogen werden. Es giebt der öden un bebauten Heidegegenden in Deutschland noch so viele! Warum verwandelt man sie nicht, zum Theil wenigstens, in Wälder von Fichten oder Kiefern, denen selbst die unfruchtbarste Sandschelle genüget? Und warum denkt man noch nicht daran, gewisse, leicht fortzupflanzende Baumarten bei uns einzuführen, die zwar ein etwas schlechteres Brennholz gewähren, aber auch zu ihrem Wachsthum nicht den zwanzigsten Theil der Zeit gebrauchen, welche die Büche und noch mehr die Eiche nöthig hat? Die *italienische Pappel* z.E. wächst in zehn bis zwanzig Jahren zu einem sehr hohen und dicken Stamme auf; und man pflanzt sie, wie die Weiden, durch abgeschnittene Zweige fort. Wie geschwind liesse sich ein Paar Dutzend dieser Bäume, auf unsere großen unfruchtbaren Heiden gesetzt, zu einem ganzen Walde vermehren, besonders da man zu dieser Fortpflanzung keine starke Aeste, sondern nur junge Schößlinge brauchen kann? Genug hiervon!

Mölln ist ein altes kleines Städtchen, das etwa 250 Häuser in sich fassen mag. Es liegt in einer, mit angenehmen kleinen Bergen umgebenen Gegend, auf einer Halbinsel, die der Möllner See bespült. So unbedeutend dieser Ort auch ist, so kennt ihn doch jedermann, als den angeblichen Begräbnißort des berühmten *Eulenspiegels*. Man zeigt hier nicht bloß das Grab desselben, auf welchem jetzt ein dicker Baum steht, sondern auch in einem an der Kirche befindlichen Schranke einige Denkmäler von ihm, z.E. eine sehr hohe hölzerne Trinkkanne, welche oben bei der Oeffnung so spitz zuläuft, daß die Nase dessen, der daraus trinkt, darüber weg steht. Diese Kanne, sagt man, ließ er sich verfertigen, um diejenigen Lügen zu strafen, welche ihm den Vorwurf machten, »daß er die Nase unablässig in der Kanne habe.« Ausserdem ist hier auch der Degen, den er trug, eine Abbildung von ihm und seiner Mutter in einer elenden Schilderei, und ein Fragment seines Leichensteins zu sehn, auf dem man die Symbolen seines Namens, eine Eule und einen Spiegel, erkennt. In den Stamm des Baums auf seinem Grabe sind unzählich viele Nägel geschlagen. Hierdurch suchen nemlich alle durchreisende Handwerksbursche sich hier ein Denkmal zu errichten, und einen Beweis ihres Hierseyns auf den Fall zu hinterlassen, daß ihnen die Ehre, *Eulenspiegels* Grab gesehn zu haben, jemals streitig gemacht werden sollte.

Uebrigens sind alle meine Bemühungen, von dem Leben und Wandel dieses berühmten Thoren Nachrichten aufzutreiben, welche zuverlässiger wären, als was die Volkssage von ihm verbreitet hat, vergebens gewesen. Durch mündliche Ueberlieferungen will man hier noch wissen, daß sein eigentlicher Geburtsort ein nicht weit von hier gelegenes lauenburgisches Dorf, *Groß Pampau*, sey, wo man noch die Hütte zeigt, in welcher er gebohren seyn soll. Aber da dies letztere zuverlässig unwahr ist, weil diese Hütte so alt noch nicht seyn kann: so wird es auch wol jenes seyn.

Der See bei *Mölln* ist zwar nicht groß, aber eines gewissen Umstandes wegen, vor vielen grössern Landseen besonders merkwürdig. Durch ihn nemlich findet eine Verbindung der *Ostsee* mit der *Nordsee* oder dem deutschen *Meere* statt. »Wie das seyn könne, da dieser kleine See mitten im Lande liegt?« Das will ich dir erklären.

Es ergießt sich aus diesem See ein kleiner Fluß, und fließt hierauf nordwärts nach *Lübeck* hin, wo er in die *Trave* und mit dieser bei *Travemünde* in die Ostsee fällt. Dieser kleine Fluß wird die *Steckenitz* genannt. Auf der andern Seite des See's hat man verschiedene kleine Bäche in einen Graben zusammen geleitet und diesen mit dem See so verbunden, daß durch Hülfe einiger Schleusen Schiffe aus dem Graben in den See und aus diesem in jenen fahren können. Dieses aufgefangene Gewässer nun, welches bald die *Delvenau*, bald gleichfalls die *Steckenitz* genannt wird, fließt ohngefähr vier Meilen weit südwärts nach *Lauenburg*, wo es in die *Elbe* fällt, und mit dieser, wie bekannt, sich in die Nordsee ergießt. Man kann also aus der Ostsee in die *Trave* bis nach *Lübeck*, von da auf der *Steckenitz* bis in den *Möllner See*, aus diesen durch die *Delvenau* oder die zweite *Steckenitz* nach

Lauenburg in die *Elbe*, und auf der *Elbe* bei *Hamburg* vorbei in die *Nordsee* fahren.

Allein diese Schiffahrt hat ihre Unbequemlichkeiten. Weil nemlich das Wasser dieser beiden kleinen Flüsse von Zeit zu Zeit durch eine Schleuse gestauet werden muß, damit es die erforderliche Höhe erreiche: so braucht ein von *Lübeck* abgehendes Fahrzeug wol vierzehn Tage Zeit, um nach *Lauenburg* zu kommen, ohngeachtet beide Oerter nur sieben bis acht Meilen aus einander liegen. Uebrigens tragen diese Fahrzeuge sechs Lasten, das ist, zwölf Tonnen oder 24000 Pfund. Denn, welches ich im Vorbeigehn zu merken bitte, eine Tonne ist in der Schiffersprache ein Gewicht von 2000 Pfund oder zwanzig Centner, und zwei Tonnen, also 4000 Pfund, machen eine Schiffslast aus.

Uebrigens ist *Mölln* ein überaus nahrhaftes Städtchen, theils seines Holzhandels, theils und vornemlich aber seiner Bierbrauereien wegen. Man brauet hier ein in der That unangenehmes, aber von den Landleuten, vermuthlich seiner betäubenden Kraft wegen, sehr hochgeschätztes Bier, welches unter dem Nahmen *Laken* auf vier bis sechs Meilen in die Runde verfahren und in allen Wirthshäusern geschenkt wird. Ob es wahr sey, was man sagt, daß die berauschende Kraft dieses Getränks aus einer Zuthat von betäubenden Kräutern und von Brandtweihenfen herrühre, lasse ich unentschieden. Es wäre in der That schlimm für arme Reisende, wenn man die abscheuliche in Deutschland leider! herrschende Kunst, elenden Wein durch höchstschädliche Zuthaten aufzustutzen, auch auf andere Getränke ausdehnen wollte; und es ist unbegreiflich, wie die deutsche Policei gegen Mißbräuche dieser Art sich so unachtsam bezeugen könne.

Aber es ist Zeit aufzuhören. *Castor* und *Pollux*^{*)} stehen schon wieder aufgeschirrt, und ihr Wiehern, welches die Stelle des Posthorns vertritt, ruft mich ab. Lebe wohl, lieber *Ferdinand*! Aus *Ratzeburg* ein Mehreres.

Zweiter Brief.

Ratzeburg den 21 Jun. 1785.

Meine liebe Lotte,

Heute werde ich mich mit dir unterhalten. Ich setze mich in Gedanken neben dir in unserer Laube am Wasser hin; du strickst, und ich erzähle.

Ratzeburg, wo wir gestern ankamen, ist seiner wunderschönen Lage nach, eins der niedlichsten Städtchen, welche man in Deutschland sehen kann. Ich will versuchen, ob ich dir ein klein Gemählde davon zu machen im Stande bin.

Stelle dir also vor, daß du einen stillen spiegelglatten Landsee mit vielen malerischen Krümmungen vor dir siehst, der ohngefähr zwei Meilen im Umfange haben mag. In demselben erblickst du eine kleine grüne Insel, die wie ein sanfterhobener Hügel aus dem Wasser hervorsteigt. Diese Insel ist mit einem ziemlich regelmäßig angelegten Städtchen bebaut, welches, von fern gesehn, seiner rothen Ziegeldächer wegen, erst seit gestern fertig geworden zu seyn scheint. Denke dir, du sähest eine glattpolierte Schüssel, mit rothen Krebsen angefüllt, den Rand mit grüner Petersilje belegt: und was du siehst, ist *Ratzeburg*. Nun blicke rund umher, um die schönen Anhöhen und Berge zu sehn, welche dem See zur Einfassung dienen. Einige derselben tragen hohe Waldung auf ihren Rücken; andere bieten reiche Kornfelder und Wiesen dar. Wie sich das krümmt und windet; hier aufsteigt, dort allmählich sich herabsenkt, um sich abermahls in einer andern Form zu heben! Der See scheint nur da

*) Pferde des Verfassers.

zu seyn, damit die schönen Hügel in ihrem mannigfaltigen Naturschmucke sich darin spiegeln mögen. Das Ganze macht ein Gemählde, an dem man sich nicht satt sehen kann.

Die kleine Inselstadt hängt auf der einen Seite durch eine lange lange Brücke – ich schätze sie ohngefähr auf vierhundert Schritt – und auf der andern durch einen Damm mit dem Lande zusammen. Sie hat einige, wie wol unbedeutende Festungswerke; und ihr neues Ansehn rührt daher, weil sie gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts durch eine dänische Bombardirung gänzlich eingäschert wurde, und also von neuem wieder aufgebaut werden mußte. Man verschonte damahls nur den Dohm und die Stadtkirche.

Dieser Dohm ist ein ziemlich großes und ansehnliches Gebäude von gothischer Bauart. Wir besahen denselben diesen Morgen, und ich will dir erzählen, was ich Merkwürdiges darin fand.

Gleich beim Eintritt fielen mir einige sehr schlechte Wandgemälde in die Augen, unter denen sich eins durch eine auffallende Sonderbarkeit der Figuren auszeichnete. Es sollte eine Vorstellung der sogenannten Dreifaltigkeit seyn, die sich durch einen Kreis alter Männer etwas vorsingen und vorspielen läßt. Die erste Person ist, wie gewöhnlich, als ein alter Mann mit langem Barte, die zweite als ein Lamm mit acht Hörnern, und die dritte – ich spaße nicht, wenigstens habe ich mit meinen zwei Augen nichts anders herausbringen können – als ein sogenannter Vogelgreiff vorgestellt. Was der Mahler oder derjenige, der die Idee dazu hergab, sich dabei gedacht haben möge, ist mir ein Geheimniß.

Aber ein noch grösseres Geheimniß ist es mir, warum man abgeschmackte Bilder dieser Art noch immer ohne Zweck und Absicht in unsern Kirchen duldet, da sie doch offenbar zu nichts anders dienen können, als die Aufmerksamkeit der Leute zu stören und unsern Bethhäusern ganz das Ansehn heidnischer Götzentempel aus den rohesten Zeiten zu geben. Es ist unglaublich, wie weit die Nachlässigkeit unserer Geistlichen, unserer Kirchenvorsteher und Gemeinden in diesem Stück zu gehen pflegt. Selten kommt man in eine alte Kirche, ohne daß man auf die allerabgeschmacktesten und ärgerlichsten Stücke dieser Art stößt, die zum Theil recht eigentlich dazu aufbewahrt zu seyn scheinen, um den dicksten Aberglauben zu erhalten, und Gesinnungen einzuflößen, die dem Geiste des reinen Christenthums schnurgrade entgegen gesetzt sind. Höre nur weiter, liebe Lotte, was ich ferner fand.

Neben dem Altare ist ein Kunstwerk von Bildhauerarbeit zu sehn, welches einen Theil der Passionsgeschichte darstellt; und über demselben stehn in einem Schranke Abbildungen der Apostel, aus Silber gegossen. Unter diesem Kunstwerke nun, etwa drei Schritte weit von eben dem Altare, vor welchem der Priester alle Sonntage Gottes Segen über die Gemeinde herabwünscht, steht – sollte man es glauben? – folgender unchristliche *Fluch* mit großen goldenen Buchstaben geschrieben:

Wer an diesem, zu Gottes Ehren, dieser Kirchen Zierde und Dankbarkeit allhier aufgerichteten und geheiligten Werke, das geringste wissentlich besudelt, zerbricht, verletzt oder davon entwendet, der sey verflucht an allen seinen Gliedmaßen, an allen seinen Gütern, an allen Orten und zu allen Zeiten, und dieser Fluch bleibe kräftig, wann schon einer sagen würde: der Segen des Herrn sey über dich!

Was sagst du von der Denkungsart des Mannes, der eine solche Verwünschungsformel auszusinnen vermogte, und was denkst du von der Nachlässigkeit, mit welcher man einen so abscheulichen Fluch zu jedermanns Ansicht in einem Hause stehen läßt, in welchem die sanfte Lehre Jesu Christi gepredigt werden soll, die nichts als Liebe, Nachsicht und Versöhnung haucht?

In einem Nebengebäude dieses Dohms, ist die Dohmschule, die eher einem Kerker, als einem Orte gleicht, wo der Jugend angenehme und nützliche Kenntnisse eingeflößt werden sollen. Da ich von dem ersten Lehrer derselben, einem wackern, eifrigen und geschickten Manne, in seine Classe oder Schulstube geführt ward, überfiel mich fast ein kleiner Schauer. Stelle dir ein dunkles Zimmerchen, etwa halb so groß als meine Arbeitsstube, mit dickem Gemäuer und zwei kleinen Fenstern vor. In diesem Loche müssen wenigstens zwanzig junge Leute mit ihrem Lehrer den größten Theil der

Tageszeit zubringen, und was das Schlimmste ist: so versammeln sich hier nicht bloß diejenigen Schüler, die zu einer Classe gehören, und die also einerlei Unterricht empfangen, sondern auch – in Ermangelung eines zweiten Stalls – diejenigen, welche die zweite Classe ausmachen. Diese müssen, so lange jene gelehrt werden, in einer entgegengesetzten Ecke ihr eigenes Wesen treiben. Ist es nicht schändlich, solche erbärmliche Schulanstalten in unsern Zeiten noch an so manchem Orte anzutreffen?

In einem besondern Zimmer dieses klostermäßigen Gebäudes ist etwas aufgestellt, was man – die *Bibliothek* nennt; eine erbärmlich kleine Sammlung von allerhand, größtentheils unbedeutenden und unbrauchbaren Büchern, ohne Zweck und Ordnung gesammelt. Aber auf einem Tische dieses Zimmers sieht man etwas, welches einem Alterthumskundigen eine angenehme Unterhaltung gewähren kann. Ich, der ich kein Alterthumskundiger bin, sahe mit meinen ungelehrten Augen bloß eine Sammlung alter unförmlicher metallener Götzenbilder der alten *Wenden*, eines heidnischen Volks, welches ehemahls *Mecklenburg* und *Pommern* bewohnte, und von da aus sich in mehrere Länder ausgebreitet hatte. Die vorzüglichste Gottheit dieses Volks war ihr sogenannter *Radegast*, welchen man hier, ich weiß nicht wie vielmahl, aber immer fast auf eine und eben dieselbe Art abgebildet sieht. Er ist nemlich wie ein Mann von ungestalter Gesichtsbildung vorgestellt, der einen Spieß in der Hand hat, und auf dessen Kopfe ein Vogel sitzt, der ungefähr wie eine Gans aussieht.

Diese Götzenbilder wurden vor einiger Zeit von einem mecklenburgischen Bauer in der Gegend des Tollenser-See's in der Erde gefunden, und zwar an einem Orte, wo die Wenden ehemahls eine große Stadt, Namens *Rhetra*, gehabt haben sollen, von welcher jetzt auch nicht die geringste Spur mehr übrig ist. Der Dohm von Ratzeburg kaufte diese gefundene Seltenheiten an sich, um sie hier zum Gebrauch der Geschichtsforscher aufzubewahren.

Aber was schwatze ich dir da von Dingen vor, welche dich nicht angehn, und worüber ich selbst so wenig Lehrreiches zu sagen habe? Ich mögte die ganze Seite, die ich damit angefüllt habe, wieder austreichen. Aber sie bleibe für *Ferdinand* und *Anton* stehen; für dich, mein Kind, sey das, was ich nunmehr schreiben will.

Ich aß gestern Abend von einem Braten, der schon vierzehn Tage alt, und in weniger als einer Stunde gar gemacht war; und ich fand ihn, nicht nur noch vollkommen frisch, sondern auch so durchgebraten, als einen, der wol zwei oder mehr Stunden lang am Spieß gesteckt hat. Beides erweckte meine Verwunderung; und ich hielt es der Mühe werth, zu untersuchen, wodurch man doch wol das eine wie das andere mögte erhalten haben? Und da brachte ich denn Folgendes heraus. Das Fleisch war weder in einem Eiskeller, noch in einem Keller überhaupt, sondern in freier Luft und zwar auf der Hausdiele in einem zwischen zwei entgegengesetzten, immer offenen Thüren hängenden Fliegenschranke aufbewahrt worden. Der Flor, womit ein solcher Schrank umgeben ist, hatte es vor Insecten und die Zugluft, worin es hing, vor der Fäulniß geschützt. Was aber die Geschwindigkeit betrifft, womit man dieses Fleisch gebraten hatte, so war dieselbe dadurch bewerkstelliget worden, daß man auf beiden Seiten des Bratenwenders ein gleich großes Feuer angelegt hatte, wodurch das Fleisch einer doppelten Hitze von vorn und von hinten ausgesetzt wurde. Damit es aber hierbei nicht vom Rauche leiden mögte: so hatte man Sorge getragen, nichts als gutes und vollkommen trockenes Holz anzulegen.

Ich erinnere mich hierbei eines andern Mittels, frisches Fleisch in Sommertagen vor der Fäulniß zu bewahren, welches ich neulich von einem Trittauischen Oeconomen lernte, und welches eben so probat seyn soll. Dieses besteht darin, daß man das Fleisch in Kalchwasser legt, bis man es brauchen will. Ueber dieses Mittel zankten sich neulich in England zwei Schriftsteller, deren einer in Ansehung der Wirkungen des Kalchwassers grade das Gegentheil von demjenigen behauptete, was der andere davon versichert hatte. Der eine behauptete nemlich, es hindere, der andere, es befördere die Fäulniß, und beide beriefen sich auf Versuche, die sie selbst damit angestellt hätten. Ein dritter, welcher beide als ehrliche Männer kannte, die wissentlich keine Unwahrheit sagen würden, machte ihnen die Versuche nach, und merkte bald, wo das Misverständniß verborgen läge. Er stellte nemlich eine doppelte Probe an; die eine mit Fleisch, die andere mit Fischen. Und da fand er denn, daß das Kalchwasser auf diese zweierlei Dinge eine ganz entgegengesetzte Wirkung äussere; die Fische

geriethen bald in Fäulniß, aber das Fleisch blieb frisch. Er machte hierauf bekannt, daß beide Männer recht hätten, und daß ihr Widerspruch bloß daher rühre, daß der eine seinen Versuch an Fleisch, der andere an Fischen gemacht habe. –

Sieh, liebe Lotte, das sind Kenntnisse, welche recht eigentlich für dich gehören, und die du daher, so oft du Gelegenheit dazu hast, mit großer Sorgfalt einsammeln mußst. Alles, was einen Vortheil in der Haushaltung gewährt, alles, was dazu dienen kann, die Ausgaben zu vermindern und den häuslichen Wohlstand zu vergrößern: das muß dir wichtig seyn; das muß zu der dir nöthigen Gelehrsamkeit gerechnet werden. Jede andere Art von Gelehrsamkeit würde dir nicht allein unnütz, sondern auch zugleich sehr schädlich seyn, weil sie dich von deiner Bestimmung – eine gute Hausmutter einst zu werden – abführen würde. Also weg damit!

Jetzt will ich dir etwas von den Bewohnern dieses niedlichen Städtchens erzählen. Zwar bin ich nur erst vier und zwanzig Stunden hier; und wer darf sich rühmen, in so kurzer Zeit, auch nur einen einzigen, geschweige eine ganze Stadt voll Menschen, nach ihrem Character und nach ihren Sitten, gründlich kennen gelernt zu haben? Aber man sieht denn doch in solcher Zeit – wenn man anders ein Paar gesunde Augen und etwas Bemerkungsgeist mitgebracht hat – bald dieses bald jenes, woraus sich für den, der schon mehr Menschen kennt und im Nachdenken über menschliche Handlungen kein Neuling ist, doch schon manches schließen läßt. Höre, liebes Kind, was ich auf diese Weise von der Gemüthsart und den Sitten der Ratzeburger herausgebracht habe.

Ein Hauptzug in ihrem Character scheint die *Geselligkeit* zu seyn; eine Tugend, welche man nur an kleinen Orten, nicht in großen Städten suchen muß. Denn, was man da für Geselligkeit gehalten wissen mögte – das ceremonielle Zusammenkommen geputzter und gezielter Menschen, die sich versammeln, um einander das Geld aus dem Beutel zu locken, und dann, auf Kosten der Gesundheit, Stundenlang zu prassen – verdient diesen Namen nicht. Wahre Geselligkeit besteht in einem Verlangen, seine Gedanken und Empfindungen andern mitzutheilen, und an den Empfindungen und Gedanken anderer Menschen Theil zu nehmen; und diese Geselligkeit verträgt sich weder mit Ziererei, noch mit Prunk und Prassen. Sie liebt vielmehr das Simple, das Natürliche, das Frugale und Eingezogene. Wo dieses fehlt – und es fehlt leider! jetzt in allen großen Städten – da kann man wol glänzende Assemlen, schwelgerische Gastmahle, Spiel- und Tanzgesellschaften, aber keine gesellige Zusammenkünfte haben.

Hier also scheint mir noch viel *wahre* Geselligkeit zu herrschen. Es leben an diesem kleinen Orte ungefähr dreissig gesittete Familien, die, wenn ich anders recht gehört habe, wöchentlich zweimahl zusammen kommen, nicht um einander arm zu machen, sondern um bei einem frugalen kalten Abendessen sich von den Geschäften des Tages zu erholen, Verstand und Herz durch vernünftige und muntere Gespräche zu nähren, und sich durch mäßiges Vergnügen zu künftiger Geschäftigkeit aufzuheitern. Wie wenig Aufwand bei solchen Zusammenkünften gemacht werde, erhellet daraus, daß verschiedene der daran theilnehmenden Familien jährlich kaum 500 Rthlr. einzunehmen haben, und sich doch im Stande sehn, diese große Gesellschaft, so oft die Reihe an sie kommt, zu bewirthen.

Ich hatte, ich weiß nicht wo, gehört, daß die Ratzeburger Damen den Geruch einer ausserordentlichen *Empfindsamkeit* hätten. Vielleicht erinnerst du dich, daß ich dir wol sonst schon erklärt habe, was man mit diesem Worte sagen will: aber da es auch seyn kann, daß du es wieder vergessen hast, so will ich es dir noch einmahl erklären.

Empfindsame Leute nennt man solche, die ein gar zu zartes und gar zu lebhaftes Gefühl haben, und dadurch sowol zur Führung eines zufriedenen Lebens, als auch zur Erfüllung solcher Pflichten, welche Kaltblütigkeit, zuweilen auch etwas Unempfindlichkeit und Strenge erfordern, in einem gewissen Grade unfähig geworden sind. Diesen Fehler trifft man bei solchen Personen beiderlei Geschlechts, besonders aber des eurigen an, welche durch eine stillsitzende weichliche Lebensart ihren Körper verzärtelten, und durch zu häufiges Lesen der Dichter und anderer sogenannter schönen Geister ihre Empfindungen bis zum Uebermaße verfeinerten; sich dadurch nach und nach von aller körperlichen Geschäftigkeit entwöhnten, und zu den meisten Verrichtungen des menschlichen Lebens

unfähig wurden. Ich will dir einige Merkmale angeben, woran du Leute dieser Art, welche gewiß allemahl unglückliche Leute sind, leicht erkennen kannst.

Wenn du z.E. hörst, daß ein Frauenzimmer von nichts lieber, als von ihrer Lectüre, besonders in poetischen und romanhaften Schriften, schwatzt; wenn sie die Einsamkeit sucht, nicht, um sich ungestört beschäftigen, sondern um ungestört und unbeobachtet müßigen Empfindungen nachhängen zu können; wenn sie bei schönen Naturgegenständen, in einer hübschen Gegend, bei einem murmelnden Bache, beim Anblick des Mondes, oder beim Gesange der Nachtigal, entweder in unmäßiges Entzücken ausbricht, oder in melancholische Schwermuth dahinsinkt; wenn sie die Küche beschicken soll, und nicht im Stande ist, ein Huhn abzuschlachten oder nur abschlachten zu sehn, ohne Gefahr zu laufen, in Ohnmacht zu fallen; wenn sie ohne erhebliche Ursachen, und besonders dann unthätig zu seufzen, zu klagen und zu weinen pflegt, wann sie thätig seyn und helfen sollte; und endlich, wenn du siehst, daß sie ihr Hauswesen in Unordnung gerathen läßt, weil sie lieber ihrer schönen Lectüre, ihrer empfindsamen Correspondenz und ihren Grillen nachhängt, als diejenigen häuslichen und wirthschaftlichen Geschäfte verrichtet, welche sie verrichten sollte: dann wisse, meine Tochter, daß ein solches Frauenzimmer empfindsam sey.

Was nun die hiesigen Damen anbetrifft: so glaube ich, daß der Vorwurf der Empfindsamkeit ihnen mit Unrecht gemacht werde. Ich bin mit verschiedenen derselben in Gesellschaft gewesen, habe wackere und vernünftige Frauen, welche brave Gattinnen, brave Mütter, brave Vorsteherinnen ihrer Hauswirthschaft zu seyn schienen, aber auch nicht eine einzige empfindsame Närrin unter ihnen gefunden. Du siehst also, daß man auf die Verläumdung, welche ganzen Oertern und ganzen Classen von Menschen wiederfährt, eben so wenig, als auf diejenigen bauen muß, welche einzelne Personen trifft.

Gutmüthigkeit, Verträglichkeit, Bescheidenheit, Höflichkeit und Nüchternheit scheinen hervorstechende Züge in dem Charakter dieses Völkchens zu seyn. Ich will dir sagen, woraus ich das geschlossen habe.

Als ich hier ankam, war grade Freischießen. Du hast dergleichen öffentliche Bürgerfeste wol schon an andern Orten gesehn, und wirst bemerkt haben, wie wild, unbändig und unmäßig das Volk sich bei solchen Gelegenheiten aufzuführen pflegt. Nun höre, wie es hier ging.

Gestern Abend wurde der neuerwählte König unter dem Donner einiger auf dem Markt gepflanzter Kanonen in die Stadt geführt. Der Zulauf von Menschen war dabei so groß, als er in einem Städtchen, welches etwa funfzehnhundert Einwohner zählen mag, nur immer seyn kann. Man konnte erwarten, daß unter den einmarschirenden Freischützen wenigstens einige Betrunkene, und unter der zulaufenden Menge wenigstens einige unbändige Schreier und Zotenmacher wahrgenommen werden würden; aber nein! man bemerkte nichts von dem. Der Zug ging feierlich und ohne sonderlichen Lärm nach dem Hause des abwesenden Commendanten, und von da zurück nach dem Rathskeller, wo für die Schützengesellschaft ein Abendessen zubereitet war, welches sich mit einem Balle endigen sollte. Unglücklicher Weise hatte ich auf eben diesem Rathskeller mein Quartier genommen; ich mußte also schon darauf gefaßt seyn, eine unruhige und schlaflose Nacht zu haben.

Aber was geschah? Da ich Abends um eilf Uhr zu Hause kam, fand ich die ganze große Gesellschaft schon mitten im fröhlichen Getümmel. Das Haus war so gedrängt voll, daß ich Mühe hatte, mich bis nach meinem Zimmer durchzuarbeiten. Aber auch hier bemerkte ich, so weit ich sehen und hören konnte, keinen einzigen Betrunkenen, keinen einzigen Zänker, keinen, welcher die einem Fremden gebührende Achtung gegen meinen Reisegefährten und mich aus den Augen setzte. Die Sache kam mir unglaublich vor; ich traute meinen eigenen Augen nicht. Ich machte mir daher ein Gewerbe, ging noch einmahl durch die Menge hin, und sahe scharf umher: aber ich bemerkte keine andere als freundliche, bescheidene und fröhliche Gesichter; und ich ging nach meiner Kammer mit dem Gedanken zurück, daß die gutartige Freude solcher Leute es wol verdiene, daß man sich ihrentwegen eine unruhige Nacht gefallen lasse.

Aber es bedurfte dieser Aufopferung von meiner Seite nicht. Mein Zimmer war in einem etwas entfernten Theile des Hauses, und das Geräusch war in Betracht der großen Menge derer, die sich hier belustigten, so überaus gemäßiget, daß es mich weder am Einschlafen hinderte, noch mich aus meinem ruhigen Schläfe auch nur ein einziges mahl aufweckte.

Was mich am meisten – soll ich sagen wunderte oder freute? – war die Bemerkung, daß die Tugenden, die ich jetzt an den Bürgern dieser kleinen Stadt gelobt habe, auch den hier in Garnison liegenden Officieren und Soldaten, vom General bis zum Trommelschläger, eigen zu seyn scheinen. Nie habe ich unter Leuten dieses Standes mehr Bescheidenheit, Höflichkeit und Artigkeit gesehen, als hier. Da begegnet dir kein Soldat, der dich nicht freundlich grüßt. Da gafft dir kein junger Officier, wenn du bei ihm vorübergehst, mit militärischer Unverschämtheit ins Gesicht, oder witzelt dir nach, wie man an jungen Gecken dieses Standes sonst wol gewohnt ist. Da kannst du dicht vor der versammelten Wache vorbeigehn, ohne in den Gesichtern der ehrlichen Musquetiers eine einzige unbescheidene Miene zu sehn, oder zu hören, daß ein einziger alberner Scherz auf deine Rechnung gemacht werde.

Wie mich das gefreut hat! Aber da sieht man, was das Beispiel der Obern vermag. Der würdige General von *Ahlefeldt*, der Cheff dieses Regiments, ist ein so rechtschaffener und braver Mann, daß er nicht blos von seinen Untergebenen, sondern auch von den Bürgern dieser Stadt, welche das Glück haben, ihn als Commendanten zu besitzen, als ein Vater geehrt und geliebt wird. Sein persönliches Beispiel scheint hier mehr gewirkt zu haben, als sonst die strengste Kriegeszucht vermag.

Aus einer gleichen Ursache erkläre ich mir den gutmüthigen stillen Charakter der hiesigen Bürgerschaft. Die Stadt hat das Glück, zwei gleich rechtschaffene, aufgeklärte, sanftmüthige und duldsame Geistliche zu besitzen, und es ist unmöglich, daß das Beispiel und der Unterricht *solcher* Religionslehrer nicht einen großen und merklichen Einfluß auf die Sitten des Volks haben sollten. Der eine dieser beiden guten Männer ist der Generalsuperintendent *Alberti*, und der andere mein würdiger Freund, der Prediger *Langreuter*, der auch dem Publico als Schriftsteller vortheilhaft bekannt ist.

Eins verbitterte mir die Freude, welche mir die obigen Bemerkungen machten. Ich sahe nemlich mit Bekümmerniß, daß es dem Dämon, *Prachtliebe* genannt, auch bei diesem guten Völkchen schon in einem gewissen Grade gelungen ist, den Leutlein die Köpfe zu verdrehen, und ihnen verzugaukeln, daß geziertes und geputztes Wesen dem Menschen einen größern Werth zu geben vermöge. Ich sahe Schusterweiber und Schneidertöchter bei dem oben beschriebenen Bürgerfeste mit einem Prunke und Flitterstaate erscheinen, dessen Anblick mir in der Seele weh that. Ich hätte mich, wenn so was ohne Schwärmerei geschehen könnte, öffentlich auf dem Markt hinstellen, und den guten Leuten zurufen mögen: »o hütet euch, so lieb euch eure und eurer Kinder Wohlfahrt ist, vor aller Nachäffung der verfeinerten, eiteln und üppigen Bewohner großer Städte! Bleibt der edeln Einfalt eurer Väter und Mütter in Kleidung, Sitten und Lebensart getreu, und vermehrt eure Bedürfnisse nicht: sonst, o ihr guten Leute, sonst ist es wahrlich geschehn um eure Glückseligkeit!« Aber ich beruhigte mich durch den Gedanken, daß den biedern Geistlichen des Orts diese Verirrung ihrer Pfarrkinder nicht verborgen geblieben ist – denn sie selbst machten mich aufmerksam darauf – und daß diese vielvermögende Männer keine Mühe sparen werden, sie von diesem Irrwege wieder zurückzuführen.

Noch muß ich dir wol sagen, daß dieser kleine Ort unter einer doppelten Landeshoheit steht. Die eigentliche Stadt nemlich gehört Churhannover; der mit ihr verbundene Dohm aber, nebst den dazugehörigen Häusern dem Herzoge von Mecklenburg Strelitz.

Und nun, denke ich, habe ich dir für dasmahl genug vorgeplaudert. Morgen reisen wir über *Gadebusch* nach *Wismar*. Von da werde ich euch mehr schreiben. Und bis dahin lebe wohl, meine liebe Tochter, und vergiß nicht, deiner guten Mutter die Hälfte von den Küssen abzugeben, womit ich dich in Gedanken segne.

Dritter Brief.

Wismar den 24sten Jun. 1785.

Mein lieber Anton,

Das war eine angenehme Reise von *Ratzeburg* bis hier! Schönes Wetter, guter Weg, tüchtige Pferde und brave Postillons – so viel trifft man selten zusammen. Wenn das Vergnügen, welches ich auf dieser raschen Fahrt genoß, noch von Zeit zu Zeit durch etwas unterbrochen wurde: so war es blos durch den Gedanken an meine lieben abwesenden Trittauer, und durch den vergeblichen Wunsch, euch an meinem Vergnügen Theil nehmen zu sehn. Aber ich will meine Erzählung von vorn anfangen.

Ehegestern Morgen um zehn Uhr verließen wir *Ratzeburg* mit Dank im Herzen für die angenehmen Stunden, die man uns daselbst gemacht hatte. Der Postillon, welcher uns fuhr, war der gutmüthigste, freundlichste Bursche, der je auf einem Posthorn mag geblasen haben. Er hatte ganz den Character, den ich in meinem Briefe an unsere Lotte an den Ratzeburgern gerühmt habe, das heißt, er war bescheiden, freundlich, nüchtern und sehr gesellig. Ohne Unterlaß hatte er etwas zu fragen oder zu erzählen, und er that beides mit so guter Art und mit so vieler Freundlichkeit, daß man weder des einen noch des andern überdrüssig werden konnte. Wir waren schon eine Stunde gefahren, als es mir auffiel, daß er noch kein Pfeifchen angezündet hatte. Ich fragte ihn also: ob er etwa kein Freund vom Rauchen wäre? Und was meinst du, lieber Anton, worin seine Antwort wol bestand? »Ja freilich, sagte er; aber ich besorge, ihnen durch den Tabacksdampf beschwerlich zu fallen.« Ehrliche Seele! ich hätte dir zu Liebe selbst mitrauchen können, so wenig ich auch sonst ein Freund davon bin.

Wir waren jetzt im *Mecklenburgischen*, einem Lande, worin man den Ackerbau vor allen andern deutschen Ländern vielleicht zur größten Vollkommenheit gebracht hat. Aber man muß auch gestehn, daß die Natur hier vorzüglich die Hand dazu geboten hat. Das Erdreich ist in den meisten Gegenden theils schwerer Klei, theils guter Mittelboden; Pferde und Ochsen sind die stärksten und dauerhaftesten, die man sehen kann, und der mecklenburgische Landmann hat ein so unerschöpfliches Maaß von Kraft zur Feldarbeit, daß man darüber in Erstaunen geräth. Er ißt für zwei, aber er arbeitet auch wieder vielleicht für drei von unsern gewöhnlichen Bauern.

Die meiste Feldarbeit wird hier mit Ochsen verrichtet; eine, wie mich dünkt, ungemein vortheilhafte Art des Ackerbau's. Denn erstlich ist dieses Thier so leicht und wohlfeil zu erhalten; und dann so kostet auch die Anschaffung desselben im Grunde nichts. Denn, wenn ein Ochs verschiedene Jahre geackert hat, so wird er ausgesondert, fett gemacht, und für mehr verkauft, als er beim Einkauf gekostet hatte. Man kann also nicht nur für das daraus gelösete Geld einen andern an seine Stelle anschaffen, sondern es bleiben auch dem Landmann noch einige Thaler reiner Ueberschuß. Und was ihre Arbeit betrifft, so bin ich durch das, was ich hier davon gesehn habe, überzeugt worden, daß ein mecklenburgischer Ochs vor seinem Haken wo nicht mehr, doch sicher eben so viel leistet, als ein gewöhnliches Bauernpferd bei uns vor seinem Pfluge.

Ich sagte, vor seinem *Haken*; denn so nennt man das landwirthschaftliche Instrument, dessen man sich hier meistentheils, statt des bei uns gewöhnlichen Pfluges, bedient. Du kennst die Zeichnung, die ich im zweiten Theile des *jüngern Robinsons* von einem ehemaligen griechischen Pfluge gegeben habe. Siehe dieses Bild noch einmahl an; und du wirst dir darnach einen Begriff von dem mecklenburgischen Haken machen können. Denn beide kommen, dem Wesentlichen nach, vollkommen überein. Der Baum, woran dieses Instrument gezogen wird, ist an einem Joche befestiget, welches auf dem Nacken der vorgespannten Ochsen ruht.

Es ist sehr angenehm zu sehn, wie dieses Werkzeug den härtesten Boden aufreißt, durchwühlt und locker macht, indeß die Ochsen ihren langsamen und einförmigen Schritt gehn. Der den Haken leitende Landmann hat nicht, wie bei dem Pfluge, nöthig, sich darauf zu lehnen und nachzudrücken; seine ganze Arbeit besteht blos darin, den Haken durch angebrachte Keilhölzer zu stellen, je nachdem er mehr oder weniger tief eingreifen soll, und ihn dann in der gehörigen Richtung zu erhalten.

Ein Pflug wirft zusammenhängende Erdschollen auf, welche jedesmahl nach einer Seite hin umklappen, und, wenn das Erdreich einigermaßen steif ist, mit vieler Mühe durch Eggen zermalmt werden müssen. Der Haken hingegen wühlt durch den Acker hin, und wirft die aufgerissene, schon ziemlich zermalmete Erde nach beiden Seiten auf. Du begreifst daher leicht, daß dieses Instrument in

Gegenden, welche einen strengen Boden haben, bei weitem das vorzüglichste sey. Ein leichter Sandboden hingegen würde gar zu locker dadurch werden, so daß bei trockener Witterung alle Fruchtbarkeit daraus verfliegen würde. Für diesen also ist der Pflug vorzuziehn.

Unser Weg ging über *Gadebusch*, ein altes sehr verfallenes Städtchen, dessen Name aber durch eine dabei vorgefallene Schlacht verewiget worden ist. Hier wurden nemlich zu Anfang dieses Jahrhunderts unsere jetzigen Landsleute, die Dänen, von dem schwedischen General *Steinbock* geschlagen. Wir fuhren über das Schlachtfeld hin. Unser Postillon, der vor einigen Jahren einen Neffen oder Enkel dieses berühmten *Steinbocks* auf eben dieses Feld gefahren hatte, wuste uns ganz genau zu zeigen, wo die Dänen standen, von welcher Seite die angreifenden Schweden heranrückten, und wohin zuletzt die Geschlagenen die Flucht ergriffen. In *Gadebusch* fand ich einen hundertjährigen Greis, welcher als ein Knabe von zwölf Jahren diese Schlacht mit angesehen hatte, und die Beschreibung des Postillons bestätigte.

Es wird einem doch sonderbar zu Muthe, wenn man durch so eine Gegend kömmt, in welcher einige tausend unschuldige Menschen als Opfer – entweder fürs Vaterland, oder für den Ehrgeitz und die Habsucht der Fürsten – fallen mußten!

Wir wechselten hier die Pferde und fuhren weiter. Unser neue Postillon glich dem vorigen – dieselbe Freundlichkeit, Gesprächigkeit und Gutmüthigkeit! Wir waren schon drei Meilen gefahren, als ich wahrnahm, daß mein Rohr verloren war. Kaum hatte ich diesen Verlust bekannt gemacht, als mein ehrlicher Postillon sogleich aus freien Stücken ein Pferd ausspannte, sich darauf schwang und zurückgallopirte. Er ritt eine starke Meile, und ich glaube, er würde noch einmahl so weit zurückgesprengt seyn, wenn ihm nicht Leute begegnet wären, von denen er erfuhr, daß seine Bemühung vergeblich seyn würde. Sehr misvergnügt kam er wieder zurück, und statt seiner vorigen Gesprächigkeit hörten wir von nun an nur noch von Zeit zu Zeit die Worte aus seinem Munde gehn: »wenn wir den Stock nur wiedergefunden hätten!« Das Vergnügen, eine so uneigennützig Theilnehmung bei einem solchen Menschen anzutreffen, war mir für meinen kleinen Verlust ein hinreichender Ersatz.

Abends um neun Uhr erreichten wir *Wismar*.

Diese Stadt fällt von fern gesehn nicht sonderlich ins Auge, weil sie jetzt keine einzige Thurmspitze mehr hat, ohngeachtet man hier drei sehr große und verschiedene kleinere Kirchen zählt. Einige ihrer ehemaligen Thürme wurden bei verschiedenen Belagerungen, welche diese Stadt gelitten hat, heruntergeschossen; einer wurde vom Sturmwinde herabgeworfen. Mit diesem letztern Unglücksfalle ging es so zu.

Bei einem heftigen Sturme fing man an für diesen Thurm besorgt zu werden, weil man wußte, daß er auf schwachen Füßen stand. Ein Rathsherr, ein Kirchenvorsteher und ein Zimmermann erhielten daher den Auftrag, die Gefahr zu untersuchen, und stiegen hinauf. Aber kaum waren sie bis in diejenige Gegend gekommen, wo die Glocken zu hängen pflegen, als die hohe Spitze über ihnen plötzlich schwankte, krachte, stürzte. Die erschrockenen Männer sprangen in eine Nische des dicken Gemäuers; der Thurm fiel in sich selbst herab; das Gemäuer und die armen Männer blieben stehen. Da standen sie nun, und sahen mit Grausen in den Abgrund hinab, welcher unter ihnen war: denn der einstürzende Thurm hatte die Zwischenböden zusamt den Treppen fortgerissen. Und in dieser schrecklichen Stellung mußten sie nicht blos die ganze Nacht, sondern, wie man hier versichert, einige Tage lang bleiben: weil man eher kein Mittel fand, sie aus ihrer gräulichen Lage zu befreien. Erst am dritten Tage war man durch Hülfe verbundener Leitern so weit gekommen, daß man ihnen einen Strick zuwerfen konnte, den sie oben befestigen und sich dann daran herablassen mußten. –

Wismar war ehemals eine blühende Handelsstadt, welche viel Manufacturen, starke Schiffahrt und einen ausgebreiteten Handel hatte: jetzt – gleicht es einem Manne, der ehemahls reich und geehrt war, und nun in Lumpen gekleidet einhergeht und von Allmosen lebt. Seine Manufacturen sind nicht mehr;*) mit seiner Schiffahrt ist es aus; sein Handel liegt in den letzten Zügen. Die öden menschenleeren Straßen bewachsen mit Gras, und wenigstens die Hälfte der Häuser drohet den

*) Eine einzige Zuckersiederei ausgenommen, welche erst kürzlich angelegt worden ist.

Einsturz. Viele derselben sind schon ausgestorben, und stehen nun, weil kein Käufer sich dazu fand, mit eingefallenen Wänden, Fenstern und Thüren da, eine Wohnung der Nachteulen und der Fledermäuse. Trauriges Denkmal von der Vergänglichkeit und Hinfälligkeit aller irdischen Herrlichkeit!

Und die Natur hatte diesen Ort, in Ansehung seiner Lage, vor vielen andern so ausnehmend begünstigt! Die Ostsee bildete nirgend einen bequemern und sicherern Hafen, als hier. Mecklenburg, welches die Fülle seiner Producte weder zu bearbeiten noch abzusetzen weiß, weil es ihm an eigenen Fabriken und an schiffbaren Flüssen und Kanälen fehlt, war ehemahls froh, sie nach *Wismar* liefern zu können. Hier wurde seine Wolle in Tuch und Strümpfe verwandelt; von hier aus wurde sein Getraide nach Schweden, Norwegen und England versandt, und die Engländer schickten dagegen Geld und Fabrikwaaren zurück. Jetzt hat dieser Umsatz beinahe gänzlich aufgehört. Von mehreren hundert Webern, die man sonst hier zählte, sind jetzt nur noch zwei übrig, die aber nicht mehr arbeiten; und nur noch ein einziger Engländer kommt jährlich einmahl nach *Wismar*, um Korngeschäfte zu machen.

Ich höre deine Frage, lieber Anton; du wünschest die Ursache dieses großen Verfalls zu wissen. Auch meine Neubegierde wollte hierüber befriediget seyn; ich forschte nach; und hier hast du das Resultat meiner Untersuchung.

Etwas haben die Verheerungen des Krieges dazu beigetragen. *Wismar* wurde schon im vorigen Jahrhundert verschiedene mahl belagert und eingenommen. Im westphälischen Frieden 1648 wurde es an Schweden abgetreten. Aber auch noch zu Anfange dieses Jahrhunderts mußte es zweimahl hinter einander eine Bombardirung und eine Belagerung ausstehen, bis es endlich von den nordischen Bundesgenossen eingenommen und seiner Festungswerke beraubt ward. Endlich wurde es auch in dem letzten siebenjährigen Kriege von den Preussen heimgesucht, denen es eine starke Brandschatzung erlegen mußte.

Allein alle diese Unglücksfälle würde es wieder verwunden haben, wenn die Regierung Sorge getragen hätte, seine Manufacturen und seinen Handel zu erhalten. Aber das that die Regierung nicht. Sie ließ es nicht nur an den jetzt nöthig gewordenen Unterstützungen fehlen, sondern sie legte auch dem schon kranken Handlungswesen dieser Stadt neue Einschränkungen und Bürden auf, worunter es endlich ganz erliegen mußte. Und warum dieses? wirst du fragen. Darum, weil *Wismar* für eine Stieftochter der Schwedischen Monarchie gehalten ward; weil es ausserhalb der Grenzen des Reichs liegt, und man nicht zu verhüten weiß, daß es bei Entstehung eines Krieges sogleich ein Raub der Feinde werde.

Deswegen achtet man es nicht der Mühe werth, den Flor dieser Stadt durch Unterstützungen zu befördern; man schränkt sich vielmehr darauf ein, aus ihr zu ziehen, so viel sie jedesmahl vermag, und sie dann ihrem Schicksale zu überlassen. Ich höre indeß nicht, daß man sich hier eigentlich über den Hof beschwert. Alle Klagen der Einwohner, so viel ich derselben vernommen habe – und man vernimmt dergleichen beim dritten Worte, welches man mit einem hiesigen Bürger wechselt – waren nicht gegen den König, sondern gegen den Magistrat gerichtet, dem man Ungerechtigkeiten, Despotismus und Erpressungen Schuld giebt. Sie beklagen sich z. B. laut, daß die Bürgerschaft noch alle Jahr große Summen zur Bezahlung der von den Preussen im Jahr 1758 gehobenen Brandschatzung aufbringen müsse, ohngeachtet man dieses Geld schon längst zusammengebracht habe. Sie beschwerten sich hierbei am meisten über die Partheiligkeit, mit welcher das von einem jeden zu erlegend Quantum für den einen Bürger willkürlich erhöht, für den andern herabgesetzt würde. –

Ich lasse den Grund oder Ungrund dieser und ähnlicher Klagen, worüber ein Fremder unmöglich gründlich urtheilen kann, dahingestellt seyn: aber ich wünschte es in meiner Gewalt zu haben, die

Beschwerden der Bürger vor die Ohren Sr. Majestät des Königes von Schweden zu bringen, um eine Untersuchung zu veranlassen, welche dazu dienen könnte, entweder die gekränkte Ehre des Magistrats zu retten, oder der unterdrückten Bürgerschaft Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Vielleicht, daß ich in dieser wohlgemeinten Absicht dasjenige, was ich hier sahe und hörte, öffentlich beschreibe, und es nachher der Vorsehung überlasse, meinen unpartheiischen Bericht dahin zu führen, wo er Aufmerksamkeit und Folgen veranlassen kann.

Den 15ten Jun.

Wir haben nunmehr das Meiste von dem, was *Wismar* Merkwürdiges enthalten mag, gesehn: aber ich finde darunter nur Weniges, welches euch, meine Kinder, erzählt zu werden verdiente. Indeß doch eins und das andere zur Probe.

Unser gütige Wirth führte uns unter andern in den hiesigen Kirchen herum, wovon drei ungemein groß und ansehnlich, aber von gothischer Bauart sind. Kirchen pflege ich auf Reisen gern zu besehn; nicht eben um der Gebäude oder der darin enthaltenen Raritäten willen, sondern um nach Möglichkeit dazu behülflich zu seyn, das viele abgeschmackte und abergläubische Zeug, welches aus den Zeiten der tiefsten Unwissenheit und des dicksten Aberglaubens sich bis auf diesen Tag darin erhalten hat, ans Licht hervorzuziehn und in seiner Ungereimtheit und großen Schädlichkeit darzustellen. So sahe ich z. B. in einer dieser Kirchen, welche, nach ehemaligem catholischen Gebrauche, dem angeblichen Ritter *St. Georg*, der, wie die alberne Fabel sagt, ein Unding, Lindwurm genannt, erlegte, geweiht ist, diesen Rittersmann und seinen Lindwurm unzählige mahl an den Wänden und an den Thüren der Kirchenstühle abgebildet, und zwar einmahl in Lebensgrösse, damit er um so viel eher in die Augen fallen, und seinen Zweck, die Andacht der Leute zu stören, um so viel weniger verfehlen mögte.

Auch der Teufel, dem man, ich weiß nicht warum, die Ehre erweist, ihn für einen Tausendkünstler zu halten, hat hier, wie an vielen andern Orten, das Seinige dazu beitragen müssen, den Tempel Gottes zu schmücken. Man zeigt nemlich ein sehr künstlich gearbeitetes eisernes Gitterwerk von feiner Arbeit, welches dem Taufsteine zur Einfassung dient. – Schande über die, welche es in ihrer Gewalt haben, dergleichen höchstschädliche Ueberbleibsel vom Pabstthum, Aberglauben und Priesterbetrug auf die Seite zu schaffen, und es gleichwol dulden, daß dergleichen abergläubische Fratzen, zum großen Nachtheil der öffentlichen Aufklärung, auf die Nachwelt fortgepflanzt werden!

Auch am Rathhause hat man ein ähnliches Ueberbleibsel aus den Zeiten des Aberglaubens auf öffentlichem Markte zur Schau ausgehängt. Es ist ein Stein, der ohngefähr die Farbe und Gestalt von einem Stücke Rauchfleisch hat; und die Legende meldet davon folgendes. Einst, da die Bürger *Wismar's* wohlhabend waren, wurden sie so übermüthig, daß sie mit Stücken Rauchfleisch, welches sie verschmähten, sich einander auf der Straße warfen. Und siehe! da geschah ein Zeichen vom Himmel; das Rauchfleisch ward in Stein verwandelt. Zum Andenken dieses Mirakels hat man einen solchen Stein am Rathhause aufgehangen, bei dessen Anblick jedes fromme Mütterchen sich kreuziget, und die heutigen Christen, welche sich mit Rauchfleisch nicht mehr werfen können, weil sie keins mehr übrig haben, selig preiset.

Der Marktplatz und das darauf stehende ansehnliche Rathhaus, welche beide von ungemeiner Grösse sind, geben eine Idee von dem ehemaligen blühenden Zustande dieser jetzt bedauernswürdigen Stadt.

Aber bald hätte ich vergessen, Dir, mein lieber Anton, grade das allermerkwürdigste zu erzählen, was ich an diesem Orte gefunden habe. Dies war – ein über alle Beschreibung ehrwürdiger und lebenswürdiger Greis von 85 Jahren, der rechtschaffene und verdienstvolle Professor *Denso*, der seinem Lehramte an der hiesigen Schule, welches er schon an sechzig Jahr bekleidet, noch immer mit der Munterkeit und dem Eifer eines jungen Mannes vorsteht. O ich kann es dir nicht ausdrücken, was ich empfand, da dieser edle Greis mit seinem unbeschreiblich freundlichen und liebeichen Gesichte vor mir stand, mir, einem Unbekannten, den er zum ersten mahle sahe, mit Vaterwärme die Hand

drückte, und, statt der gewöhnlichen Klagen alter Leute, von nichts als dem herzlichen Vergnügen redete, welches ihm seine lieben Amtsgeschäfte und dann die eigenhändige Pflege und Wartung seines lieben Gartens machten! Sein Gesicht – das heitere, selige und liebevolle Angesicht eines Verklärten – und sein wohlunterhaltener Garten, in welchem er uns herumführte, bestätigten diese Versicherung.

Sein bloßer Anblick war lehrreich, und was er redete, war es nicht minder. Man sahe an ihm was für ein glückliches Alter auf wohlverlebte Jugendjahre zu folgen pflegt, und alles, was er sprach, schien die Frucht einer achtzigjährigen Erfahrung zu seyn. Und doch redete er von sich und seinen Kenntnissen mit so vieler Demuth! Und doch machte es ihn noch immer so froh, wenn er etwas nützliches zulernen kann! Indem er uns z. B. in seinem Garten herumführte, zeigte er uns einige Bohnenbeete, welche von Schnecken abgefressen waren. »Ich wußte kein Mittel, sagte er, diese schädlichen Thiere abzuhalten; aber ich fragte, wie ich in solchen Fällen zu thun pflege, bei Leuten nach, denen ich mehr Kenntnisse und Erfahrungen zutraue, als ich selbst besitze. Und da lernte ich denn von einem alten Nachbar, daß Büchenasche mit Salz vermischt und auf die Blätter desjenigen Gartengewächses gestreut, welches man vor Schnecken schützen will, ein ganz sicheres Mittel dagegen sey. Ich wandte es bey einem frischen Beete an, und sehen Sie hier, ob es nicht geholfen hat?« Er zeigte uns, indem er dieses sagte, mit sichtbarer Freude ein neben den vorigen liegendes Beet, auf welchem die Bohnen aufrecht standen.

Man rühmt von *Wismar*, daß es der gesundeste Ort in Deutschland sey. Der bejahrte Professor *Denso* bestätigte diesen Ruf, nicht blos durch sein Beyspiel, sondern auch durch die Versicherung, daß es der Leute seines Alters und seiner Munterkeit viele in *Wismar* gäbe, und daß er, ausser der Influenza und den gewöhnlichen Kinderkrankheiten, nie eine Epidemie daselbst erlebt hätte.

Auch ich fühle mich hier gesunder und heiterer als ich seit langer Zeit gewesen bin, und hoffe daher mit gestärkten Kräften wieder zu euch zurückzukehren. Morgen gehen wir nach *Schwerin*. Von da aus schreibe ich vielleicht noch etwas von *Wismar* an unsern *Nicolas*; vielleicht auch, wenn ich Zeit genug dazu gewinnen kann, an meinen guten kleinen *Ari*.

Lebt wohl, meine lieben Kinder! und vergeßt nicht, mir durch eure gute Aufführung ein Freudenfest bei meiner Zuhausekunft zu bereiten.

Vierter Brief.

Schwerin, den 25 Jun. 1785

Mein lieber Nicolas,

Heute bin ich meinen lieben Kindern schon ein wenig wieder näher gekommen; und bald bald werdet ihr mich wieder in eurer Mitte sehn. Bis dahin plaudere ich euch schriftlich noch ein bischen von *Wismar* und von dem Orte vor, wo ich jetzt bin. Ich sage Euch; denn ich setze voraus, daß jeder von euch den Brief, den ich ihm schreibe, auch den übrigen zum Besten geben werde.

Ich habe in *Wismar* noch eins und das andere beobachtet, wovon ich wünschte, daß meine Kinder es selbst mit angesehen hätten, weil ich nicht zweifle, daß es sehr lehrreich für sie gewesen seyn würde. Da das nun aber nicht geschehen ist: so will ich versuchen, euch das, was ich sahe, so gut ich kann, durch Beschreibung anschaulich zu machen.

Den Tag nach meiner Ankunft in *Wismar* sahe ich ein Dutzend junger Leute auf dem Markte zusammenlaufen, welche durch eine auffallende Sonderbarkeit meine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Ich bemerkte nemlich, daß jeder derselben einen dicken weissen Wulst am Hute trug, dessen eigentliche Beschaffenheit und Absicht ich nicht gleich errathen konnte. Der Trupp kam mir näher,

und da nahm ich deutlicher wahr, daß der besagte Wulst eine Sammlung von – ich weiß nicht wie vielen weissen Cocarden war, welche auf einander genäht, eine Halbkugel von der Größe eines halben kleinen Kinderkopfs bildeten. Ich wich zurück, weil ich mir einbildete, daß die Obrigkeit diese Leute irgend einer wichtigen Ursache wegen und zur Warnung, daß man sich vor ihnen in Acht nehmen sollte, auf eine so sonderbare Weise ausgezeichnet hätte. Aber wie wunderte ich mich, da ich hörte, daß diese ausgezeichneten Herren – Schüler wären, und daß das, was ich für ein beschimpfendes Abzeichen hielt, eine Zierde seyn sollte, welche sie sich selbst angelegt hätten, und wodurch sie sich von uns andern gemeinen Menschen, welche nicht die Ehre haben, Schüler zu seyn, auf eine auffallende Weise zu unterscheiden gedächten! Ich zuckte die Achsel, und dachte bei mir selbst: wenn doch diese guten Kinder wüßten, was gesetzte und verständige Leute dabei denken, wenn sie jemand sehn, der sich von andern Menschen, nicht durch Verdienste und Tugenden, sondern durch Albernheiten auszuzeichnen sucht! –

Es ist die gewöhnliche Thorheit junger Leute auf Schulen und Universitäten, irgend etwas Sonderbares in ihrer Kleidung, in ihrer Sprache und in ihrem ganzen Wesen zu affectiren. Sie meinen, es bestünde darin, ich weiß nicht was, und merken nicht, daß sie darüber belacht und als abgeschmackte Sonderlinge verachtet werden. Hüte dich, lieber Nicolas, wenn du einst in die Welt treten wirst, in eben diese Thorheit zu verfallen. Suche du vielmehr, dich durch vorzüglich gute Sitten, durch jede schöne Tugend, durch Artigkeit und ausnehmende Geschicklichkeiten auszuzeichnen. Das wird dir wahre Ehre bringen, und nur dadurch wirst du dir Liebe, Achtung und ein glückliches Fortkommen in der Welt erwerben. –

O meine lieben Kinder! Nützt doch ja den Rath und die Belehrungen erfahrener Menschen, um selbst klug und verständig zu werden, bevor man euch eurer eigenen Führung überlassen wird! Es ist ein jammervoller Anblick, die Thorheiten und Laster zu sehn, in welche Jünglinge bei ihrem Eintritt in die große Welt zu verfallen pflegen, wenn sie nicht vorher in jedem Guten schon *befestiget* waren, und nicht aus den Belehrungen erfahrener Männer diejenige *Weltklugheit* erworben hatten, ohne welche man bei jedem Schritte, den man im menschlichen Leben thut, nothwendig anstoßen und straucheln muß. Ich habe ein klägliches Schauspiel dieser Art in *Wismar* angesehen, welches ich euch zu eurer Warnung erzählen will.

Ich fand in dem Hause, worin wir abgetreten waren, einen auf Reisen begriffenen jungen deutschen Baron von etwa zwanzig Jahren; einen zwar noch nicht böartigen, aber unerfahrenen Jüngling, ohne alle Welt- und Menschenkenntniß. Es schien, als hätten diejenigen, die ihn erzogen hatten, ihm nur die einzige Tugend der Wohlthätigkeit empfohlen, und ihn nur vor dem einzigen Laster des Geizes gewarnt; denn er war freigebig in hohem Grade, aber von allen andern Tugenden, welche dem Menschen nöthig sind, wenn er rechtschaffen und glücklich leben will, schien er eben keine Begriffe zu haben.

Unglücklicher Weise war in eben dem Hause, worin er mit uns zugleich logirte, auch eine nach *Stockholm* gehende Gesellschaft französischer Schauspieler eingekehrt; und es befand sich dabei ein freches, liederliches und schändliches Weib, welches man nur anzusehn und ein Paar Minuten anzuhören brauchte, um Augen und Ohren mit Ekel und Abscheu davon abzuweichen. Der junge Baron, welcher ganz und gar kein sittliches Gefühl haben mußte, merkte von der Scheußlichkeit ihrer Sitten nichts; fand die Gesellschaft dieser Leute, und besonders dieses Weibes, allerliebste; schloß sich an sie an und war mit ihr und ihren Begleitern nach einigen Stunden so vertraut, als wenn sie schon Jahre lang in der engsten Freundschaft mit einander gelebt hätten.

Und nun ging es zuvörderst über seinen Geldbeutel her. Die neuen Freunde wollten amüsirt seyn, und es ist billig, daß dem deutschen Dupe [der Betrogene] die große Ehre, von französischen Windbeuteln *mon Ami* genannt zu werden, nicht unentgeltlich zu Theil werde. Es wurden also Lustparthien angestellt, und zu Hause wurde in Champagner, Burgunder und in Punsch bis in die späte Nacht gezecht. Der junge Baron entzückt über die Ehre seiner Verbindung mit so feinen Leuten, wollte die ganze Tischgesellschaft an seiner Freude und an seiner Freigebigkeit Theil nehmen lassen; er reichte seinen Wein und seinen Punsch an alle herum, und war untröstbar, daß mein Reisegefährte und ich nicht auch davon genießen wollten. Er glaubte an einem für ihn so glücklichen Tage des Guten nicht

zu viel thun zu können; und das tragische Ende der Farce war, daß er taumelnd und wie ein vernunftloses Geschöpf zu Bett geschleppt werden mußte.

Was nachher aus ihm geworden ist, das weiß ich nicht; denn wir reiseten ab, bevor er wieder sichtbar ward. Ohne indeß prophezeien zu können, läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit vorhersehen, was für traurige Schicksale dieser verirrte unglückliche Jüngling sich nach und nach unfehlbar zuziehen wird. Verschlagene Schelme und Schurken, deren es leider! unter allen Himmelsstrichen hie und da wenigstens einige giebt, werden seine unerfahrene Gutherzigkeit misbrauchen, und ihn ausplündern, indeß er sie als seine vielgeliebten treuen Freunde mit Liebkosungen und Wohlthaten überhäufen wird. Er wird sich an öffentlichen Orten verächtlich machen; Leute, welche mehr zum Spott als zum Mitleiden aufgelegt sind, werden ihn schrauben wollen, und er wird sich alsdann in der unglücklichen Nothwendigkeit sehn, entweder als ein verächtlicher Mensch, der Spott und Hohn ertragen muß, davon zu gehen, oder sein Leben, wenigstens seine künftige Gewissensruhe, im Duell aufs Spiel zu setzen. Durch unordentliche Lebensart, durch Ausschweifungen im Trinken, und durch schändliche Vertraulichkeit mit schaamlosen Weibsbildern, wird er seine Gesundheit schwächen, sich vielleicht die gefährlichsten Krankheiten und den Tod zuziehen, oder wenigstens seinen ganzen Körper dergestalt zerrütten, entkräften und ausmergeln, daß er forthin nur ein sieches, unnützes, ihm selbst und andern lästiges Leben führen wird.

O mein lieber Nicolas! O meine theuren Kinder alle! Schreibt doch ja dieses und jedes ähnliche Beispiel zu eurer Warnung tief in euer Gedächtniß ein, damit ihr einst, euch selbst überlassen, nie nie auf ähnliche Abwege gerathen möget! Habt kein Misstrauen gegen die Menschen – denn die meisten unter ihnen meinen's in der That nicht böse – aber vertraut euch auch keinem an und knüpft mit keinem enge Freundschaftsbande, dessen Redlichkeit und gute Sitten ihr nicht erst hinlänglich geprüft und bewährt gefunden habt. Vermeidet Ausschweifungen jeder Art auf das allergewissenhafteste, und geht überall, wohin ihr auch verschlagen werden möget, den graden und sichern Weg der Tugend stets einher, ohne jemahls mit Wissen und Vorsatz auch nur einen Fingerbreit davon abzuweichen. Dann werdet ihr nicht nur überall wahre und redliche Freunde finden, sondern ihr werdet auch überall ein heiteres und vergnügtes Leben führen, und einem ruhigen und beglückten Alter froh entgegen gehn. –

Unsere Tischgesellschaft in *Wismar* bestand aus Personen von drei sehr verschiedenen Nationen, und es war kein geringes Vergnügen für mich, den auffallenden Unterschied zu beobachten, der in dem Nationalcharacter dieser Leute so sehr in die Augen fiel. Der Franzose hatte beständig das große Wort, sprach entscheidend über alles, was er verstand und was er nicht verstand, fand abscheulich alles, was nicht aus Paris oder wenigstens nach französischen Sitten und Gebräuchen gemodelt war, sang, pfiiff, lachte und hüpfte, als wenn er mitten unter alten Bekannten und Freunden gewesen wäre. Der Engländer saß still, in sich selbst gekehrt, aß und trank, ohne auf das, was um und neben ihm gesprochen, gewitzelt und abgeurthelt wurde, auch nur im mindesten zu achten. Die Deutschen – versteht sich *einige* von denen, welche hier zugegen waren – hingen mit ihrer ganzen Aufmerksamkeit an den Blicken und Reden der Franzen, stimmten in Frankreichs Lob mit Herabsetzung ihres eigenen Vaterlandes lautpreisend ein, und fanden sich geehrt und beglückt, so oft es ihnen gelang, die Blicke und Reden der vielgeehrten Ausländer auf sich zu lenken. Am auffallendsten äusserte sich dieser Nationalunterschied bei folgendem Vorfalle.

Es sollte während der Mahlzeit Sallat zum Braten gemacht werden. Einer der Franzosen versicherte, daß man in Deutschland gar nicht verstünde, wie Sallat bereitet werden müßte, und bemächtigte sich der Schüssel, um ihn nach französischer Manier selbst anzurichten. Er schüttelte ihn zuvörderst in eine Serviette, und schüttelte ihn in derselben unter dem Tische, um ihn mürber zu machen. Hierauf that er ihn wieder in die Schüssel, schüttete Salz, Eßig und Oehl hinzu und – durcharbeitete ihn hierauf mit seinen Händen, die er, wohl gemerkt! vorher nicht einmahl gewaschen hatte. Er kostete hierauf, gleichfalls ohne Gabel, mit seinen Fingern, versicherte, daß der Sallat nunmehr ganz vortrefflich schmecke, und reichte ihn der Gesellschaft. Und diese? Der Engländer stand, ohne ein Wort zu sagen, auf und verließ das Zimmer; einige Deutsche hingegen nahmen nicht blos eine Portion dieses mit Händen durchgekneteten Sallats dankbar an, sondern genossen ihn auch mit

großem Appetite und mit der Versicherung, daß sie so wohlschmeckend ihn noch nie gegessen hätten. Fast hätte ich mich geschämt, ein Deutscher zu seyn. –

Es ist schon spät in der Nacht; und unserm guten kleinen Ari bin ich auch noch ein Paar Zeilen schuldig. Indeß ich diese schreibe, schlafe du sanft, mein lieber Nicolas, und träume, wenn du kannst, von dem Vergnügen, welches ihr mir bei meiner Zurückkunft machen werdet, wenn ich hören werde, daß eure ganze Aufführung in meiner Abwesenheit gut und untadelhaft gewesen sey. –

Nachschrift

an meinen lieben kleinen Ari.

Da bin ich nun in *Schwerin*, mein lieber kleiner Freund! Willst du wissen, wo das ist: so kehre nur dein Gesicht gegen Morgen, aber ein klein wenig nordwärts, und denke dir dann einen Weg, der wenigstens zwei und ein halb mahl so lang ist, als der von *Trittow* nach *Hamburg*. Wo du dann mit deinen Gedanken still stehst: siehe, da ist *Schwerin*!

Dieser Ort ist die Hauptstadt des einen der beiden mecklenburgischen Herzogthümer, welches *Mecklenburg-Schwerin* heißt. Das andere wird *Mecklenburg-Strelitz* genannt. Es ist eine ziemlich große und dabei ganz hübsche Stadt, die eine vortreffliche Lage hat. Sie liegt nemlich an einem großen und schönen Landsee; das herzogliche Schloß aber liegt mitten darin, auf einer Insel versteht sich, die durch Brücken mit dem festen Lande zusammen hängt.

Dieses *Schwerin* scheint jetzt in blühendem Zustande zu seyn. Willst du wissen, woraus ich das schließe? Aus den vielen neuen und zum Theil recht hübschen Häusern, die man erst neuerlich gebaut hat und noch jetzund baut. Daraus kann man ziemlich sicher vermuthen, daß es den Leuten hier ganz wohl gehen, und daß die Zahl derselben sich vergrößern muß.

Schade, daß man hier so ganz und gar keine Fabriken und Manufacturen von einiger Bedeutung hat! Das Land bringt so viel Wolle und so vielen Flachs hervor: allein man verkauft beides lieber roh, als daß man es verarbeitet. Und selbst die rohen Producte, besonders das viele herrliche Getraide, welches in diesem Lande wächst, weiß man kaum abzusetzen, weil es an schiffbaren Flüssen und Kanälen fehlt, und daher alles zu Lande fortgeschickt werden muß, welches, wie du wol weißt, viel mehr kostet, als wenn es zu Wasser geschehen kann.

Das herzogliche Schloß, welches hier steht, mag inwendig recht hübsch seyn: von aussen hat es ein altfränkisches, unregelmäßiges und wunderliches Ansehn. Es soll eine schätzbare Sammlung von Gemälden enthalten, die – ich nicht gesehn habe. Warum nicht? Weil ich andere Dinge zu sehn und zu hören hatte, die mir wichtiger waren. Ich war mit einem des Landes kundigen Manne in Gesellschaft, aus dessen Gesprächen ich mehr als aus dem Anblicke der kostbarsten Bildergallerie lernen konnte. Deswegen ließ ich Bilder Bilder seyn, und unterhielt mich mit diesem Manne von den Verfassungen des Landes.

Der Schloßgarten ist groß und schön, aber unvollendet, und, nach dem jetzigen Gartengeschmacke, zu gekünstelt. Derjenige, der den Plan dazu entwarf, war ein Franzose. Er fiel aber, ich weiß nicht weswegen, während der Ausführung in Ungnade, und verließ daher sein Werk, da es vielleicht erst zur Hälfte vollendet war. Wäre er völlig damit fertig geworden, so dürfte es vielleicht jetzt einer der schönsten Gärten dieser Art in Deutschland seyn.

Daß ein Franzose der Erfinder des Plans zu diesem Garten gewesen seyn müsse, hätte ich aus einem einzigen Umstande von selbst errathen wollen. Man findet nemlich darin eine gewisse Anlage, die, wenn sie nicht widersinnig klingen soll, nothwendig französisch benannt werden muß. Es ist eine –

cascade seche. Einen trockenen *Wasserfall* würde jedermann ungereimt finden: gegen eine *cascade seche* hingegen sträubt der deutsche Verstand sich lange nicht so sehr. Was doch ein bloßer Name vermag, besonders wenn es ein französischer Name ist!

Und worin besteht denn diese Anlage? Das will ich dir sagen, mein lieber Ari, damit du sie, falls sie dir gefallen sollte, in deinem eigenen Garten nachmachen kannst. Der Garten erhebt sich nach und nach, grade wie der deinige, zu einem Hügel. An diesem Hügel nun hat der Künstler gewisse mit Rasen belegte Terrassen gebildet, die ungefähr die Figur eines Wasserfalls haben. Und das ist es, was man *une cascade feche* nennt. Meinetwegen mögte er auch ein *kalttes Feuer*, oder jede andere widersprechende Idee, daneben hingepflanzt haben: wenn er das Sinnreiche nur nicht gar so weit getrieben hätte, sein ganzes Werk zu einem Widerspruche zu machen. – Aber ein großer und mannigfaltiger Garten, wie dieser, der dabei ganz und gar keine Früchte zum Nutzen und Vergnügen des Besitzers trägt, scheint mir, der ich nichts schön finden kann, was nicht auch einigen Nutzen gewährt, unter allen Widersprüchen dieser Art der größte zu seyn. –

Ich hatte daher kaum von einer andern, bei weitem nicht so schönen und künstlichen, aber *nützlichen* Anlage gehört, welche eine Viertelmeile von *Schwerin* seyn sollte: als ich den schönen und kunstreichen Garten sogleich verließ, um mich dahin zu begeben. Dies ist ein Weinberg, vielleicht der nördlichste in Deutschland, den man durch vorzüglich gute Cultur in den Stand gesetzt hat, in diesem gar nicht milden Clima Weinarten hervorzubringen, die, wie Kenner mich versicherten, theils für Rheinwein, theils so gar für Champagner gelten können. Der Mann, der dieses leisten konnte, war mir wichtiger, als mir mancher Gelehrte ist; ich suchte ihn daher auf, und lernte durch eine halbstündige Unterhaltung genug von ihm, um mich für die Bemühung, zu ihm gegangen zu seyn, hinlänglich belohnt zu halten. Mündlich, mein lieber *Ari*, mehr davon.

Jetzt ist es Zeit zu Bett zu gehn. Bald, bald werde ich dich wieder in meinen Armen haben. Dann will ich dir von diesem korn- und viehreichen Lande mehr erzählen. Bis dahin lebe wohl, du lieber Kleiner, und vergiß nicht, deines Gartens zu pflegen, damit er hübsch in Ordnung bleibe!